



Andacht für den Monat November 2015

Erbarmt euch derer, die zweifeln. Judas 22

Wer diesen Monatsspruch für November liest, stolpert vielleicht schon über die Stellenangabe „Judas 22“. Ziemlich am Ende des Neuen Testaments, aber noch vor der Offenbarung des Johannes, finden wir nach vielen anderen Apostelbriefen auch einen Brief des Judas. Der ist so kurz wie an anderer Stelle nur noch der Brief des Paulus an Philemon. Er besteht deshalb auch nicht aus mehreren Kapiteln wie die meisten Schriften der Bibel, sondern ist nur in 25 Verse unterteilt. Vers 22 ist unser Monatsspruch. Und Judas, dem dieser Brief zugeordnet ist, stellt sich in Vers 1 als Bruder des Jakobus vor, hat also nichts mit Judas Iskariot zu tun.

Wie viele andere Briefe aus dem Neuen Testament erinnert uns der Judasbrief an die Barmherzigkeit Gottes durch Jesus Christus (in den Versen 2 und 21). Jesus hat die Barmherzigkeit Gottes gelebt und die Seinen aufgefordert, ihm darin nachzufolgen. Er sagt: „Seid barmherzig, wie auch euer Vater barmherzig ist“ (Lukas 6,36). Barmherzig sein, Barmherzigkeit üben, sich erbarmen – ich denke dabei immer zuerst an die Erzählung vom barmherzigen Samariter, eines der bekanntesten und folgenreichsten Beispiele für praktische Nächstenliebe, die Jesus erzählt. Da geht es um einen Menschen der deutlich erkennbar auf Hilfe angewiesen ist. Diese Wahrnehmung weckt die Hilfsbereitschaft des Samariters. Not, die auffällt, und Hilfsbedürftigkeit, die bekannt wird, weckt auch gegenwärtig Mitgefühl und lässt Barmherzigkeit zur

helfenden Tat werden. Ich denk da an Menschen, die bei uns Asyl suchen, oder an unsere Mitchristen in Tansania. Weil ihnen Vieles fehlt, was für uns wie selbstverständlich zum Leben dazugehört, sind wir bereit, sie zu unterstützen.

Der Judasbrief lenkt unseren Blick allerdings in eine andere Richtung: „Erbarmt euch derer, die zweifeln.“ Da geht es um Mitchristen in den Gemeinden. Sie sind getauft und glauben an Gott. Sie machen aber sehr unterschiedliche Erfahrungen mit ihrem Glauben. Während die einen dankbar von Gebetsanhörungen berichten, schweigen andere. Oder sie erzählen, dass sie am Verzweifeln sind – wegen einer unheilbaren Krankheit, einem ungelösten Familienkonflikt oder einer erfolglosen Arbeitssuche. Und Zweifel an Gottes Liebe, an Gottes Gegenwart und Hilfe kommen dazu. Wir machen alles falsch, wenn wir dann unsere Ohren verschließen, vielleicht um unseren eigenen Glauben zu schützen. Oder wenn wir selbstgerecht sagen: „Du musst nur richtig glauben und beten.“

Der Zweifel scheint eher ein Zwilling Bruder des Glaubens zu sein. Er kann jedem von uns zu schaffen machen. Mancher ist ja auch verunsichert, weil es in Gemeinde und Kirche unterschiedliche Auffassungen über die Wirklichkeit Gottes und die Gültigkeit seiner Gebote gibt. Andere können nicht verstehen, wie Gott soviel menschliche Bosheit in unserer Welt zulassen kann, von Naturkatastrophen ganz zu schweigen.

Liebe Leserin, lieber Leser,

2015 war das Themenjahr „Bibel und Bild“ der Reformationsdekade. Wir als Leipziger Missionswerk formulierten es um in „Menschen. Mission. Medien“ und schauten, wie christlicher Glaube kommuniziert wurde und wird.

In dieser Ausgabe der Frauenmissionspost mit dem Länderschwerpunkt Indien folgen wir Familie Gäbler auf den Spuren ihres Großvaters Hermann Gäbler und werfen mit Jasmin Eppert einen Blick auf die Anfänge der Missionsarbeit und die Bedeutung der von Bartholomäus Ziegenbalg eingeführten Druckerpresse.

Zwei unserer weltwärts-Freiwilligen in Indien, Laura Springer und Gianna Arufe, berichten von ihren ersten Eindrücken und Erfahrungen ihres Auslandsdienstes.

Aus dem Leipziger Missionshaus grüßt
Ihre Antje Lanzendorf

Der Weg, mit Glaubenszweifeln unter uns umzugehen, heißt Zuhören, Anteil nehmen, Verständnis zeigen, füreinander beten, zum Gottesdienst einladen und vieles andere mehr. Dieses „erbarmt euch derer, die zweifeln“ ist ein gegenseitiges Geben und Nehmen. Das erinnert mich an die Jahreslosung dieses Jahres aus dem Römerbrief des Paulus: „Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob“ (Römer 15,7). ■

Superintendent i.R. *Gottfried Appel,*
Sangerhausen

Liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der Frauenmissionsarbeit,

während ich Ihnen diese Zeilen schreibe, marschieren hunderte von hilflosen und verzweifelten Menschen auf den ungarischen Straßen in Richtung Deutschland. Wie wird dies alles weitergehen mit den Flüchtlingsströmen, fragen wir uns. Wenn Sie diese Zeilen lesen, werden wir hoffentlich für alle winterfeste Unterkünfte haben. Oder wird es auch so sein wie zu Jesu Zeiten? Sie fanden keinen Raum in der Herberge. Im Matthäusevangelium 25,40 lesen wir: „Was ihr getan habt, einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“

Vor 25 Jahren sorgte ein Film über Flüchtlinge für Aufsehen. Die ARD strahlte 1990 ein von der BBC produziertes Fernsehspiel mit dem Titel „Der Marsch“ aus, das den Aufbruch Zehntausender verzweifelter Menschen aus einem sudanesischen Flüchtlingslager erzählt. Fünf lange Jahre, so die Erfindung, hat es in Äthiopien und Somalia, im Tschad und im Sudan nicht mehr geregnet, und die Hilfsmittel aus Europa und den Vereinigten Staaten sind im Filz der korrupten Regime ihrer afrikanischen Heimatländer verschwunden.

Hauptpersonen in dem Film sind die Irin Clare Fitzgerald, Kommissarin für Entwicklung bei der Europäischen Gemeinschaft, und der Nordafrikaner Isa El-Mahdi, der einen Marsch aus nordafrikanischen Flüchtlingscamps nach Europa organisiert. Seine Hoffnung bei der Organisation dieses Marsches: „Wir glauben, wenn ihr uns vor euch seht, werdet ihr uns nicht sterben lassen. Deswegen kommen wir nach Europa. Wenn ihr uns nicht helft, dann können wir nichts mehr tun, wir werden sterben, und ihr werdet zusehen, wie wir sterben, und möge Gott uns allen gnädig sein.“ Die Kommissarin setzt sich intensiv für eine Verhandlungslösung ein, doch scheitert sie bei den verschiedenen europäischen Gremien ebenso wie an der kompromisslosen Haltung El-Mahdis. Am Ende des Films setzen die Teilnehmer des Marsches mit vielen kleinen Booten nach Europa über. Ein Junge aus einer Gruppe, die zuerst den europäischen Strand erreicht, feuert mit einer eingeschmuggelten Pistole vor Freude in die Luft – und wird daraufhin sofort von

Sicherheitskräften erschossen. Die Teilnehmer des Marsches gehen trotzdem an Land und jubeln über ihren Erfolg. Im Schlussbild wird gezeigt, dass sie plötzlich auf schwer bewaffnete europäische Soldaten stoßen – der Jubel verhallt auf der Stelle. Der Film blendet die Szene ab und endet mit den Schlussworten der Kommissarin, einer Ansprache an El-Mahdi: „Wir brauchen euch, wie ihr uns braucht. Wir können nicht weitermachen, wie bisher. Ihr könnt uns helfen, die Zerstörung aufzuhalten, die wir anrichten. Aber wir sind noch nicht bereit für euch, ihr müsst uns noch mehr Zeit geben.“

Und die Fiktion ist nun zu einer erschreckenden Wirklichkeit geworden und wir fragen uns: Sind wir nach 25 Jahren bereit?

Wie werden wir in diesem Jahr die Advents- und Weihnachtszeit begehen? Werden wir bewusster diese Zeit gestalten angesichts der vielen Flüchtlinge in unserem nahen oder weiteren Umfeld. Noch gibt es eine große Hilfsbereitschaft unter der Bevölkerung. Wird dies auch in Zukunft so sein? Ich hoffe: Ja!

Unser Monatspruch strahlt Fröhlichkeit aus. Jauchzen, freuen und loben bringen dies zum Ausdruck. Beim Anschauen des Textes kommt einem doch gleich das schöne Weihnachtslied (EG 41) von Gerhard Tersteegen in den Sinn: „Jauchzet ihr Himmel, frohlocket ihr Engel in Chören, singet dem Herren, dem Heiland der Menschen zu Ehren! Sehet doch da: Gott will so freundlich und nah zu den Verlorenen sich kehren.“

Unser Jesajertext ist eigentlich gar kein Weihnachtstext und doch klingt er weihnachtlich in unseren Ohren.

Der großen Fröhlichkeit wird im darauffolgenden Vers 14 gleich ein großes „ABER“ von Zion entgegengehalten: Dort heißt es: Der HERR hat mich verlassen, der Herr hat meiner vergessen.

Ja, so prallen Welten aufeinander. Der eine himmelhochjauchzend und voll überschäumender Freude, die anderen zu Tode betrübt und hoffnungslos. Der eine jauchzt und die anderen klagen.

Der eine mit erhobenem Haupt und Blick in den Himmel und die anderen gebeugt, mit gesenktem Blick auf das Irdische, auf das eigene Leid und Elend.

Der eine ist Jesaja, der Prophet. Mit

wachem Blick sieht er überall Gott am Werk, sieht die Anzeichen für den Niedergang der babylonischen Macht und für das Ende der Unfreiheit im Exil. Der Aufbruch nach Hause ist zum Greifen nah. Endlich! Alles wird gut. Ja, endgültig gut. Gott tröstet sein Volk und schenkt ihm eine leuchtende Zukunft. Wunderbar!

Die anderen, Gottes Volk, ein versprengtes Häufchen, sie sehen nichts mehr und schon gar keinen Weg in die Zukunft und keinen Weg zurück in die Heimat. Diese Hoffnung haben sie längst begraben. Der Traum ist aus. Endgültig. Es ändert sich sowieso nichts.

So, und jetzt versuchen Sie mal, jemanden, der sich so eingerichtet hat in seinem traumlosen Elend, der sich so verloren hat in seinem hoffnungslosem Selbstmitleid, vom Gegenteil zu überzeugen. Versuchen Sie mal, ihn anzustecken mit der überschäumenden Freude des Jesaja, versuchen Sie mal, ihn aufzurütteln und aus seinem Strudel herauszureißen. Wahrscheinlich wird es Ihnen wie Jesaja ergehen: Keine Reaktion. Als würde man gegen eine Wand reden. Die frohe Botschaft dringt einfach nicht durch. Der Funke der Freude und der Hoffnung springt einfach nicht über. So wie bei dem Obdachlosen, der wenige Tage vor Weihnachten an der Pfarrhaustür klingelte und um etwas Unterstützung bittet. Er bekommt, worum er bittet, aber beim Weggehen sagte er, ja, er murmelte es mehr vor sich hin: Ach, wissen Sie, jetzt kommen wieder die schweren Tage für unsereins. Alle wissen, wo sie hingehören. Alle feiern in ihren Familien Weihnachten. Aber wir haben keine, oder die, die wir haben, die will uns nicht. Für uns gibt es keine heile Welt. Wo sollen wir denn hin? Gerade an Weihnachten hat doch alles geschlossen. Ihr mögt ja in euren Kirchen von Freude und Rettung erzählen und Euer „O du fröhliche“ schmettern, aber wir da draußen, wir haben davon gar nichts. Um uns kümmert sich nicht mal der liebe Gott. Nichts für ungut, aber so ist es doch, sagt er noch zum Schluss. – Das geht einem doch unter die Haut. War die Weihnachtsbotschaft nicht gerade für die Verlorenen, für die da draußen bestimmt?

Hoffnung für die Hirten, für Blinde, Bettler, Lahme und für alle, die sonst nichts zu lachen hatten. Und gerade die

Andacht für Dezember 2015

Jauchzet,
ihr Himmel;
freue dich Erde!
Lobet, ihr Berge,
mit Jauchzen!
Denn der HERR
hat sein Volk
getröstet und
erbarmt sich
seiner Elenden.
Jesaja 49,13

können sie wiedergefunden werden in ihrer Verlorenheit? Der Prophet merkt ja selbst, wie seine Begeisterung und sein Jubelruf ungehört verhallt. Also versucht er zu trösten und neue Hoffnung zu geben. Es ist kein billiger Trost mit „Kopf hoch – es wird schon werden“. Trost braucht eine andere Form der Kommunikation. Trost braucht eine Sprache, die das Herz erreicht und erweicht und die Gefühle anspricht. Und so fasst Jesaja seine Trostbotschaft im darauffolgenden Vers 15 mit Worten zusammen, die unser Herz anrühren sollen: „Kann eine Mutter je ihr Kind vergessen, dass sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes?“ Gott spricht von sich in mütterlichen Sprachbildern. Es ist nahezu unwahrscheinlich, dass eine Mutter ihr eigenes Kind vergisst. Leider kommt es damals wie heute vor. Deshalb lesen wir weiter: Und wenn sie doch seiner vergäße, so will ich doch deiner nicht vergessen. Und im 16. Vers fügt Jesaja noch ein Zukunftsbild hinzu: In die Hände habe ich dich gezeichnet, eingeschrieben, schmerzhaft eingeritzt. Das ist ein ziemlich scharfes und krasses Bild: Gott macht sich verletzlich, lässt sich verletzen, uns zuliebe.

Und so denken wir zu Weihnachten nicht nur an das Kind in der Krippe, sondern gleichzeitig auch an den Mann am Kreuz. An Jesu Nägelmale. Ja, so groß ist Gottes Liebe. So nah will er uns bei sich haben – in seinen Händen - umsorgt und geliebt.

Ja, eher vergisst eine Mutter ihr Kind, als dass Gott die Seinen vergisst, sagt Jesaja. Also schlichtweg unmöglich. Gott vergisst uns nicht. „Nicht vergessen“ ist eigentlich noch viel zu wenig. Denn das geht ja: Jemanden nicht vergessen, ihn aber trotzdem verlassen. Für Verlassene ist es wenig tröstlich, dass sie nicht vergessen werden. Also muss man auch davon sprechen, wer wen verlassen hat. Jesaja hat das getan. Immer wieder. Umsonst. Nicht Gott hatte sein Volk verlassen, sondern umgekehrt. Nicht der Hirte hatte die Herde verlassen, sondern die Schafe waren von ihm weggelaufen, obwohl sie es bei ihm gut hatten. Und dann kommt man sich eben verlassen vor in der selbstgewählten Freiheit. Für Gott gehört beides zusammen: Nicht vergessen und nicht verlassen. Gott vergisst die Seinen nicht. Er geht ihnen nach, weil es ihm zu Herzen geht. Er hat noch etwas

vor mit ihnen. Seine Liebe schließt die Zukunft auf.

Der Traum von Leben ist in dem Krippenkind sichtbar für uns alle: Zukunft und ewiges Leben. Das ist der Plan. Von diesem Jesus von Nazareth erfahren wir ihn und alles, was unser Leben zusammenhält, was es lebenswert macht und wie es gelingen kann. Der Plan ist gut. Der Traum ist gut. Die Zukunft ist gut. Alles ist gut. Ja, es ist gut, weil es längst begonnen hat. Das Kind in der Krippe, Gottes große Liebe, sucht die Verlorenen dieser Welt und findet sie. Die Zukunftsmusik klingt schon in der trostlosen Gegenwart an. Deshalb muss die Weihnachtsbotschaft im Stall und in dem unbedeutenden Ort Bethlehem ihren Lauf nehmen und nicht im Jerusalemer Palast des Herodes. Deshalb muss die Weihnachtsbotschaft mit Menschen zu tun haben, denen die Tiefpunkte des Lebens nicht fremd sind und deshalb hat die Weihnachtsbotschaft dort nichts verloren, wo Menschen ihr Leben selbst in die Hand nehmen und sich aufblähen wie die Macht des Herodes oder der Babylonier. Alle Zeichen sprechen dafür. Es gibt Hoffnung. Es gibt Zukunft. Wir stehen in Gottes Hand und er steht auf unserer Seite. In Ewigkeit.

In dieser Gewissheit können wir fröhlich in die Advents- und Weihnachtszeit gehen und voller Zuversicht das neue Jahr beginnen. Möge unser Jubel auch die erreichen, die solch eine Gewissheit dringend nötig haben.

So danke ich Ihnen im Namen aller Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Missionswerkes für alle Ihre treue Unterstützung mit Ihren Gebeten und Gaben und für Ihr Mittun in der Missionsarbeit.

Ihnen, Ihren Angehörigen, Ihren Kreisen und Gemeinden wünsche ich eine gesegnete Advents- und Weihnachtszeit und Gottes Segen für das Neue Jahr.

Sehr herzlich grüße ich Sie mit der Jahreslosung für das Jahr 2016:

Gott spricht: Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet. Jesaja 66,13

Gerlinde Haschke

Ihre Gerlinde Haschke

Landesleiterin der Frauenmissionsarbeit
in der Sächsischen Landeskirche

können die Nachricht von Gottes Liebe jetzt und heute nicht vernehmen? Gerade die bleiben verlassen? Und erst recht die, die vor den Trümmern ihres Lebens stehen, vor dem Nichts. Die ihren Arbeitsplatz verloren haben oder ihre Gesundheit, die ihr Lebensziel oder den Sinn ihres Lebens aus den Augen verloren haben oder ganz konkret einen lieben Menschen. Verlassene und Verlorene. Wie sollen sie das aushalten? Wie können sie von den anderen ausgehalten werden?

In diesem Zustand kann die Botschaft von Gottes Hilfe sie kaum erreichen und schon gar nicht entflammen. Aber wie finden sie wieder aus diesem Gefühl der abgrundtiefen Verlassenheit heraus? Wie

Auf den Spuren von Missionar Hermann Gäbler

Ein Enkel berichtet vom Besuch in den Wirkungsstätten des Großvaters

Vom 14. bis 28. Januar 2015 waren Ulrich und Christa Gäbler auf den Spuren seines Großvaters Hermann Gäbler (1867-1918) unterwegs in Tamil Nadu. Dieser wirkte 25 Jahre, von 1891 bis 1916, als Missionar der Leipziger Mission an verschiedenen Orten. Dies sind Auszüge aus einem 16-seitigen Reisebericht.

Am Sonntag standen wir sehr früh auf, um rechtzeitig um 9 Uhr zum Gottesdienst der Tamil Evangelical Lutheran Church (TELC) im knapp eineinhalb Stunden entfernten Tiruvallur zu sein. [...] Dort in Tiruvallur zogen Hermann und Elisabeth Gäbler 1901 in das neu erbaute Pfarrhaus ein, 1904 kamen eine Kirche und der Friedhof hinzu. Sie blieben bis 1906. Wir waren also sehr neugierig, was wir noch zu sehen bekommen würden. An diesem Tag begleitete uns Charles Alexander, ein junger IT-Spezialist, der zu einer 150-köpfigen christlichen Jugendgruppe gehörte, die Pfarrer Dr. Christian Samraj, der heute in Leipzig lebt und sich der Förderung der Beziehungen zur TELC annimmt, seinerzeit als Pfarrer in Tranquebar betreut hatte. An den folgenden Tagen sollten wir noch von zwei weiteren ehemaligen Mitgliedern dieser Gruppe begleitet werden. Wir waren für diese Betreuung äußerst dankbar, weil wir mehr von den örtlichen kirchlichen Verhältnissen erfahren und einen Dolmetscher bzw. eine Dolmetscherin zur Seite hatten. [...]

[Der Pfarrer] hatte erfahren, dass Christa ordinierte Pfarrerin der lutherischen Kirche ist, weshalb sie die Liturgie mitgestalten sollte. Kaum hatten wir also die Schuhe ausgezogen (niemand betrat den Kirchenraum mit Schuhen), bekam Christa schon einen weißen Talar und eine mit roten Kreuzen bestickte weiße Stola um und Ulrich erhielt einen Ehrenplatz ganz vorne. Wir waren also mitten drin und feierten unter großen Ventilatoren und in eindrucklicher Wärme einen dreistündigen Gottesdienst mit Gesang und Musik, mit zwei Taufen (ein Kind taufte Christa) und Abendmahl einer vielhundertköpfigen Gemeinde von Tamilen. Im Rahmen des Gottesdienstes in tamilischer Sprache übergab Ulrich der Gemeinde ein Foto seines Großvaters und erinnerte in seiner Ansprache an dessen



Bei einer Taufe in Tiruvallur



Abendmahl in Tiruvallur



Bildübergabe in Tiruvallur

Sorge, ob aus der damaligen kleinen Schar von Christen je eine Kirche würde. Charles Alexander übersetzte ins Tamilische.

Dass es anders gekommen ist, bewies außer dem Gottesdienst das Kirchengebäude. Neben der kleinen Kirche des Großvaters, die allmählich verfällt, befindet sich der jetzige Gottesdienstraum, in den auch schon nicht mehr alle Kirchgänger passten, weshalb draußen Stuhlreihen

aufgestellt waren. Diese Halle soll später Teil einer viel größeren Kirche ausmachen, deren Rohbau bereits im Entstehen ist. Für die Fertigstellung wurde im Anschluss an den Gottesdienst bei einer offiziellen Sitzung des Kirchenvorstandes bei uns um Spenden gebeten, nachdem der seinerzeitige Einsatz der deutschen Missionare mit bewegten Worten gelobt worden war. Zuvor hatte man uns auf die ortsüblich respektvolle Weise würdevoll begrüßt, mit einer nach Sandelholz duftenden Kette um den Hals und einem Frotteetuch um die Schultern. Dazu wurde Obst und der übliche süße Milchtee gereicht.

Noch stand das Pfarrhaus da, allerdings unbewohnt und dem Verfall preisgegeben. Wie bei der Kirche wachsen auch hier kleine Bäumchen aus den Mauern. In dem Haus lebten die Großeltern mit ihren beiden ältesten Söhnen Paul (geb. 1901) und Ernst (geb. 1903), dort starb 1905 die kleine Hanna. Wir besuchten den Friedhof, Hannas Grab gibt es nicht mehr. [...]

Wir fuhren weiter ins nahe Pandur, das die ersten Jahre Hermann Gäbler ebenfalls betreute bis es noch zu seiner Zeit eine selbständige Missionsstation wurde. Mit uns kamen zwei junge Leute aus Deutschland, die dort für einige Monate einen freiwilligen Dienst in Internaten für Mädchen und Buben leisteten. Ihr indischer Betreuer war unser Charles Alexander. Mädchen legten uns am Eingang zum ehemaligen Missionshaus einen Schal um den Hals und grüßten uns mit einer kühlenden Creme aus Sandelholz auf die Wangen und mit Besprengen von Wasser. Wir bekamen ein reichhaltiges, schmackhaftes und bauchfüllendes Essen serviert. Anschließend sahen wir uns die beiden Internatsgebäude und die nahe Kirche an. Einige Mädchen begleiteten uns.

Die Reise ging am nächsten Tag (20. Januar) weiter, Tagesziel war der Ort, an

dem der Vater von Ulrich zur Welt kam: Die Hafenstadt Tranquebar, 1620 als dänische Kolonie gegründet, wovon noch heute ein mächtiges Fort Zeugnis ablegt, das uns an die dänische Festung im ghanaischen Accra erinnert. Im Jahre 1706 landeten hier die ersten protestantischen Missionare aus Deutschland, Ziegenbalg und Plütschau. Da dies als Beginn der protestantischen Weltmission gilt, hat sich uns seinerzeit als Theologiestudierende Tranquebar schon eingepägt. Mitte des 19. Jahrhunderts kam das Gebiet dann unter britische Herrschaft.

Die Fahrt führte uns durch dichten Frühverkehr aus Madras [heute Chennai] heraus. [...] In unserer Begleitung war jetzt Christopher, Physiklehrer in Tranquebar, der extra am Vortag die elfstündige Zugfahrt von zu Hause nach Madras unternommen hatte, um uns begleiten zu können. Unterwegs bog die Straße nach Wiruttásalam (heute Vriddhachalam) ab, wo Hermann seine erste Missionsstation, die aber später ganz aufgegeben wurde, von 1893 bis 1899 betreute. Dort lebte er von 1894 bis 1897 zusammen mit seiner ersten Frau Hedwig. Wenig später kamen wir an der Stadt Chidambaram vorbei. Das Ehepaar machte 1897 zusammen mit den beiden Kindern Elisabeth und Johannes im Missionshaus von Chidambaram Halt auf dem Weg zum Meer. Hedwig war an Malaria erkrankt, vom gesünderen Seeklima erhoffte man sich eine Linderung des Fiebers. Doch war sie schon so geschwächt, dass sie in Chidambaram starb.

Der Mittwoch (21. Januar) gehörte ganz Tranquebar. Am Morgen begrüßten uns in der von Ziegenbalg 1718 errichteten Jerusalemskirche Pfarrer, Küster, ein Kirchenvorsteher und der Leiter des Ziegenbalg-Zentrums, mit ihm konnten wir sogar wieder einmal Deutsch sprechen, weil er viele Jahre Pfarrer in Deutschland war. Ein festlich gedeckter Tisch war in der Kirche aufgestellt, wieder bekamen wir Kette und Schal umgelegt. Willkommens- und Dankesworte wurden gesprochen. Ulrich konnte die silberne Taufkanne sehen, die schon bei der Taufe seines Vaters hier in dieser Kirche in Gebrauch war. Im Kirchenraum hängt eine Tafel mit den Namen aller Missionare, also

auch mit dem Namen Gäbler, wirklich mit „ä“ geschrieben.

Danach besuchten wir das nahe Ziegenbalgzentrum, in dem Jugendgruppen und Pfarrkonvente zu Freizeiten beziehungsweise zur Weiterbildung zusammenkommen. Seinerzeit war es der Sitz des Kirchenrates, wo der Großvater als dessen Sekretär von 1906 bis 1910 arbei-



Das Ziegenbalghaus in Tranquebar



Das Ziegenbalg-Jungenheim in Tranquebar



Christa und Ulrich Gäbler

tete. Im ersten Stock wohnte die Familie des Vorsitzenden des Kirchenrates, des Seniors Karl Pamperrien. Nach dem Tode von Hedwig Gäbler kümmerte sich seine Familie zeitweise um die Halbwaisen Johannes und Elisabeth, die allerdings hier in Tranquebar mit 18 Monaten wenige Wochen nach ihrer Mutter ebenfalls starb.

Schließlich wanderten wir zum Geburtshaus von Ulrichs Vater, das sich auf dem Gelände einer Schule befindet. Der

Direktor begrüßte uns, wiederum mit dem entsprechenden Ritual, er ließ einige Lehrpersonen dazuholen, damit alle hören konnten, warum wir gekommen waren. Der Direktor fand das sehr aufregend, ein Familienmitglied jener Familie vor sich zu haben, die in dem Haus auf dem Schulareal gelebt hatte. Ulrich konnte erzählen, dass im Hof hinter dem Haus sein Vater Enten und Hühner fütterte, wie die Mutter Elisabeth berichtete. Das imposante Haus im Kolonialstil steht leer und schaut vor allem an der Rückseite etwas desolat aus. Der erste Stock, wo die Familie wohnte, ist derzeit nicht begehbar. Das Parterre ist hingegen bereits renoviert, denn in diesem Haus soll mit Hilfe der Deutschen Regierung ein Ziegenbalgmuseum entstehen, wohl das erste Museum für christliche Geschichte in Indien.

Jetzt träumt Ulrich davon, zur Eröffnung dieses Museums in Tranquebar sein zu können, vielleicht zusammen mit einem Mitglied der nächsten Generation?

Unsere treue Begleiterin Anitta führte uns danach vor Augen, welche Schäden vor zehn Jahren der Tsunami verursachte. Menschen kamen ums Leben, zahlreiche Gebäude stürzten ein. Wir besuchten ein Bubeninternat, in dem Anittas Vater früher als Erzieher gearbeitet hat, das vollkommen zerstört wurde und jetzt wieder ganz neu errichtet ist. Es liegt ein ganzes Stück vom Meer entfernt!

[...] Nach einer Siesta gingen wir mit Anitta zum dänischen Fort am Meer, in dem ein kleines Museum eingerichtet ist. Dort werden Erinnerungsstücke an die Dänen aufbewahrt. Alte Karten zeigten uns, wie stark sich seit dem 17. Jahrhundert die Küstenlinie ins Land hineingeschoben hat. Mehrere Vorbauten sind verschwunden. Im inzwischen milden Sonnenlicht, immer wird es um 18.30 Uhr finster, saßen wir am Meer und hingen unseren Gedanken nach. Anitta schrieb für uns in den Sand: „God bless you“. Berührt vom Sternenhimmel und vom Rauschen des Meeres, beides hat Ulrichs Großmutter in ihren Berichten beschrieben, wanderten wir zu unserem Hochbett zurück. ■

Prof. em. Dr. theol. Dr. h.c. Ulrich Gäbler ist Alt-Rektor der Universität Basel. Er verfolgt derzeit auch ein Buchprojekt über seinen Großvater. Mehr Informationen über die Missionarsfamilie Gäbler unter www.gaebler.info

Wir sehen uns dann zu Ostern!

Unser halbes Jahr in Indien

Wilder Verkehr, Kühe auf den Straßen und keine gewohnten Toiletten? Wie wir in unseren ersten Wochen hier erfahren durften ist Indien viel mehr als das ...

Aber von Anfang an: Wir, das sind Laura Springer aus Hollnseth und Gianna Arufe aus Frankfurt, und wir sind seit September für ein halbes Jahr für unseren Freiwilligendienst in Kamuthi, einer kleinen Stadt ganz im Süden von Indien.

Schon in Deutschland haben wir durch viele Seminare einen guten Einblick von Indien bekommen und konnten uns auch mit ehemaligen Freiwilligen austauschen.

Mehr oder weniger nervös trafen sich dann alle aktuellen Freiwilligen am Frankfurter Flughafen und es hieß Abschied nehmen von zu Hause, wir verließen aber alle die Heimat mit einem lachenden und einem weinenden Auge, denn trotz des Abschieds war unsere Vorfreude doch sehr groß.

Nach einem langen Flug sind wir in Chennai gelandet, der Hauptstadt von Tamil Nadu. Die Eindrücke prasselten nur so auf uns ein. Da war zum einem der atemberaubende Verkehr im Straßendschungel von Chennai, die Farben und vielen, undefinierbaren Gerüche und natürlich auch das tropisch warm-feuchte Klima, was uns sehr zu schaffen machte.

Nachdem man sich etwas frisch gemacht hat – was nahezu überall auf westlichen Toiletten geht (dieses Vorurteil über Indien kann man also getrost ablegen), ging es dann auch schon ins Restaurant zu unserer ersten indischen Mahlzeit. Das indische Essen, wie sich auch in den kommenden Wochen für uns bestätigt hat, ist wirklich super lecker, aber manchmal dann doch etwas zu scharf gewesen. Wo bei man sagen kann, dass wir die Schärfe mittlerweile schon besser ertragen.

Nach einigen weiteren Tagen in dieser acht Millionen Metropole hat unsere Managerin uns aus Chennai abgeholt und uns bei der zwölfstündigen Zugfahrt nach Manamadurai begleitet. Das war wirklich etwas besonderes, denn die Züge sind so konzipiert, dass so viele Leute wie möglich Platz haben. Als der nächste Morgen

schon nahte und sich der Zug langsam unserem Ziel näherte, war der erste Blick aus dem Fenster atemberaubend: Wir waren nun nicht mehr in der großen Stadt mit den vielen Autos, sondern uns bot sich der Anblick eines Panoramas voller Palmen und weiten Graswiesen, und vielen wildlebenden Pfauen überall. Einfach der Wahnsinn!

So konnten wir auch nicht aufhören zu staunen, als wir in Kamuthi ankamen, denn die Kinder haben uns mit Liedern und einem kleinen Feuerwerk überrascht. Während wir zum Haus gingen, wurden wir mit einem Regen aus Blütenblättern empfangen und vor unserem Haus haben die Kinder Kolams in den Sand gemalt, was uns beide sehr gerührt hat.

Nachdem wir erst einmal ein bisschen Zeit für uns hatten um anzukommen, wurde am nächsten Abend eine Willkommensfeier für uns veranstaltet. Die Kinder führten Tänze für uns auf und hießen uns noch einmal herzlich willkommen.

Unsere Aufgabe ist es, den Unterricht für die erste und zweite Klasse zu gestalten, daher haben wir in den ersten Wochen nur zugeschaut, aber die Kinder sind lieb und auch sehr wissbegierig, sodass es eigentlich leicht sein sollte, den Kleinen etwas Englisch beizubringen.



Die bunte Blume vor dem Hauseingang ist aus Sand gestaltet. Ein Kolam ist ein traditioneller, indischer Willkommensgruß.

Zwar gibt es manchmal Verständigungsprobleme, aber mit Händen und Füßen kommt man bei den Kindern schon sehr weit, und sie haben uns auch schon die ersten paar Wörter Tamil beigebracht.

Wir freuen uns schon sehr auf die kommenden fünf Monate, in denen wir neben dem Unterricht und der Freizeitgestaltung auch die Möglichkeit haben, einige Städte in Indien zu erkunden.

Und auch wenn wir noch nicht viel herum gekommen sind, der Verkehr ist zwar chaotisch aber überwindbar, und auch die besagten Kühe findet man nicht allzu oft auf der Straße.

Wir sind gespannt, welche Überraschungen Indien für uns noch in petto hat, und können gar nicht erwarten, hier alles kennenzulernen!

Laura Springer und Gianna Arufe



Neues Buch von Christine Michold

Von Christine Michold ist im Eigenverlag das zweite Buch über die Zeit ihrer Familie in Papua-Neuguinea erschienen.

Diesmal geht es um ihren dritten Arbeitseinsatz von 1988 bis 1990 im Theologischen Hochlandseminar Ogelbeng, das auch heute noch vom LMW unterstützt wird.

Das Buch, das auch einige Farbbilder aus dieser Zeit enthält, kostet 10 Euro. Bestellungen sind auch über das LMW möglich. Bitte melden Sie sich unter 0341 99 40 623.



Unsere Freiwilligen 2015/2016

Uwe Gottschald, Sebastian Humbsch, Pfarrer Tobias Krüger, Pfarrer Hans-Georg Tannhäuser, Paula Sonnerborn | Johanna Hirsch, Hanna Stieger, Romy Steinbach, Ann-Christin Liebers, Elisabeth Brzoska, Direktor Volker Dally | Susann Küster-Karugia, Pfarrer Jackson Mwakibasi, Pauline Rudolph, Gianna Arufe, William Schmidt | Till Michaelis, Josephine Krügel, Beate Kerntopf, nicht mit auf dem Bild: Laura Springer, Ferdinand Baune

Tansania

Romy Steinbach

30.4.1990, aus Leipzig
im lutherischen Krankenhaus in Lugala
Lugala Lutheran Hospital
P.O. Box 11
Malinyi, Via Ifakara, Tanzania

Paula Sonnerborn,

1.3.1996, aus Moritzburg
im Kindergarten in Matamba
FEMA Kindergarten Matamba
P.O. Box 200
Matamba, Tanzania

Johanna Hirsch

24.6.1996, aus Moritzburg
in der Sekundarschule Lupalilo
Lupalilo Secondary School
P.O. Box 35
Tandala, Makete, Njombe, Tanzania

Ann-Christin Liebers

29.12.1996, aus Seelitz OT Spersdorf
im Waisenprojekt HuYADaKA
Lutheran Bible School Mwika
HuYaDaKa, Orphan Ministry
P.O. Box 7897
Moshi, Tanzania

Sebastian Humbsch

22.12.1996, aus Jena
im Furaha-Radioprojekt
Radio Furaha
P.O.Box 511
Iringa, Tanzania

Josephine Krügel

17.1.1997, aus Liebenau/Sachsen
im Kindergarten der Schwesternschaft Brandt
Kituo cha Masista wa Ushirika wa Upendo
Brandt, SLP 29
Chimala, Tanzania

Beate Kerntopf

3.12.1990, aus Colbitz
im Frauenzentrum Angaza
ELCT, Northern Diocese
Angaza Women Centre
P.O. Box 143, Sanya Juu, Tanzania

Pauline Rudolph

29.10.1996, aus Pressen/Sachsen
in der Sekundarschule Itamba
Secondary School Itamba
P.O. Box 48
Chimala, Tanzania

Indien

Hanna Stieger

8.5.1996, aus Puchheim
im Kindergarten in Pandur
TELC Home for Children
via Kadambathur
Pandur - 631203, Tiruvallur
Tamil Nadu, India

Gianna Arufe,

8.3.1997, aus Frankfurt am Main
Laura Springer,
25.11.1996, aus Hollnseth, Niedersachsen
im Kinderheim in Kamuthi

TELC Middle School and Home for Children
Aranmanaimedu
Kamuthi - 623603
Tamil Nadu, India

Elisabeth Brzoska

30.10.1995, aus Leipzig
im Kinderheim Porayar
TELC Home for Girls Gnanapoo Illam
Porayar 609307, Nagai Dt.
Tamil Nadu, India

Till Michaelis

30.10.1995, aus Magdeburg
im Gründer-Jungenheim
TELC Gruendler Boys Hostel, Tranquebar
10, Borgan Street
Tranquebar - 609 313
Tamil Nadu, India

William Schmidt

20.8.1993, aus Dresden
im Ziegenbalg-Jungenheim
TELC Ziegenbalg Home for Boys
Tranquebar - 609313
Tamil Nadu, India

Papua-Neuguinea

Ferdinand Baune

18.11.1996, aus Altenberge, Nordrhein-Westfalen
IT-Unterstützung für Stefan Zwilling
ELC-PNG
Ampo Busu Road, P.O.Box 80
Lae, Morobe Province 411
Papua New Guinea

Wir bitten um Ihre Fürbitte



Stefan und Silke Zwilling

geb. am 03.05.1977
und 24.11.1976

P.O. Box 80
Lae 411, Morobe Province
Papua New Guinea

stefan.zwilling@elcpng.org



Seit Mai hat es in weiten Teilen des Landes Papua-Neuguinea nicht mehr geregnet. Dazu kommen ungewöhnlich kalte Temperaturen in den Höhenlagen. Ein hoher Prozentsatz der Bevölkerung lebt von den Produkten aus dem eigenen Garten und vom Verkauf der Erzeugnisse. Nun fürchten die Menschen um ihre Existenz, da ein Großteil der diesjährigen Ernten zerstört ist und kaum Geld für Lebensmittel oder neues Saatgut zur Verfügung steht.

Ende Januar 2016 findet die nächste Synode der Evangelisch-Lutherischen Kirche von Papua-Neuguinea (ELC-PNG) mit Wahlen für die Ämter des Bischofs und des Verwaltungsdirektors statt. Die neue Führung muss viel leisten: Sanierung der Finanzen, Klärung zahlreicher Konflikte um Landeigentum und die Qualifizierung von Dozenten und Verwaltern für die theologischen Ausbildungsstätten sind die dringendsten Themen für die neue Kirchenleitung. Aber auch geistliche Anliegen verlangen engagiertes Handeln, denn Geisterglaube, okkulte Praktiken und sogenannte „Hexenprozesse“ flammen trotz christlichem Bekenntnis im ganzen Land auf. Außerdem breitet sich der „Cargo-Kult“ aus – ein „Wohlstandsevangelium“, bei dem die Gläubigen erwarten, dass sie sich den (materiellen) Segen Gottes sichern können, wenn sie christliche Rituale befolgen.

Papua-Neuguinea ist ein Land mit niedrigem Durchschnittsalter und hoher Geburtenrate. Dies bringt überfüllte Schulen mit sich. Nicht selten sitzen 50 Kinder in einer Klasse, ohne dass es für jedes ein Schreibpult geschweige denn ein Schulbuch gibt. Dennoch kostet Schulbildung Geld, besonders für die älteren Kinder, die in Internaten wohnen müssen. Tragisch ist, wenn die Jugendlichen keinen Schul- oder Studienplatz bekommen und ohne Perspektiven in Arbeitslosigkeit, Kriminalität und Prostitution enden. Viele Kirchen engagieren sich, zum Beispiel indem sie handwerkliche Ausbildungen für Schulabbrecher, Lese- und Schreibkurse für Frauen oder Weiterbildungen für Kleinunternehmer anbieten. Hier ist Kreativität der Kirche(n) gefragt, damit Menschen spüren, dass Gott sie liebt und wertschätzt und einen guten Plan für sie hat.



Trine Boe Heim

geb. am 05.06.1972

Usa River Rehabilitation & Training Centre
P.O. Box 47, Usa River
Tanzania

trine.boe-heim@leipziger-missionswerk.de

FRAUEN MISSION

Regionaltreffen des Freundes- und Förderkreises und der Frauenmission 2016

Bei allen Treffen spricht Pfarrer Jackson Mwakibasi, Ökumenischer Mitarbeiter im LMW, zum Thema: „Lutherische Kirche in der Vielfalt der Konfessionen und Religionen Tansanias“.

Leipzig

8. März 2016, 18 Uhr

Chemnitz

12. April 2016, 9.30 - 13 Uhr

Bautzen

13. April 2016, 9.30 - 12.30 Uhr

Dresden

14. April 2016, 9 - 12 Uhr

Zwickau

21. April 2016, 9.30 - 12.30 Uhr

Die genauen Treffpunkte werden rechtzeitig bekannt gegeben.



Alle Termine finden Sie auch im neuen Jahresprogramm des LMW für 2016 sowie auf den Internetseiten des LMW und des Freundes- und Förderkreises des Leipziger Missionswerkes e.V.

www.leipziger-missionswerk.de
www.freundeskreis-lmw.de